

Kommentar zur Woche

Bloss keinem Bio-Schweizer wehtun

Bundespolitik ist ein Eiertanz, jedenfalls in wirtschaftlich anspruchsvollen Zeiten wie jetzt. Zu Recht hat das Parlament entschieden, die Militärausgaben auf ein Prozent des Bruttoinlandprodukts zu steigern, dafür aber streicht es Aufgaben nach dem Prinzip: Hoffentlich trifft es keinen Schweizer. Zum Beispiel in der Entwicklungszusammenarbeit mit armen Ländern, die aber, richtig gemacht, immer eine Förderung auch von Schweizer Unternehmen sein kann.

Noch einen grösseren Bock schiessen die Bundesberner beim Wolf. Der ist bekanntlich eingewandert und hat somit nur eingeschränktes Bleiberecht. Sonst würde man ihn ja nicht mit hohem finanziellen Aufwand und grosser jagdlicher Intelligenz einfach abknallen. Dass der Bund als Verantwortlicher für alle Einwanderungsthemen den Herdenschutz künftig nur noch zur Hälfte finanzieren will, zulasten der Kantone, geht deshalb eigentlich nicht.

«Kurzsichtige Politik, die die Kooperation mit den Kantonen infrage stellt.»

Immerhin ist Herdenschutz gerade in Graubünden ein sehr erfolgreiches Konzept. Die Risszahlen bei Schafen reduziert sich in nur zwei Jahren um absolut 60 Prozent. Wolfsrisse sind damit nur noch eine Todesursache unter ferner liefen auf den Alpen. Ausgerechnet bei diesen Vorzeichen entscheidet der Bund, die Kooperation mit den Kantonen – hier Herdenschutz, dort Wolfsmanagement – aufzukündigen? Wie kurzfristig ist das denn?

Und das alles nur, um keinem Bio-Schweizer wehzutun. Ein wirkliches finanzpolitisches Konzept steckt nicht dahinter. Ein solches wird aber nötig sein, wenn ab 2026 800 Millionen Mehrausgaben für die 13. AHV-Rente fällig werden. Ohne Opfer auch von der Schweizer Bevölkerung wird das kaum zu finanzieren sein.



Joachim Braun, Leiter der Chefredaktion joachim.braun@somedia.ch



Das Dorf: Cavaione erstreckt sich über mehrere Höhenstufen. In der Hauptsiedlung I Betin wird das einstige Haus der jungen Berner Zuzüger heute für Ferienzwecke genutzt.



Renata Cortesi und Franco Balsarini stützen die Fondazione Cavaione, die auch den Brunnen in I Betin saniert hat (Bild ganz links).



Die Pioniere von 1999 (oben): Auf Bauern wartet in Cavaione harte Arbeit.

Rückkehr nach Cavaione (Teil 1)

Der reuige Schreiber oder: Meine Schulden im Schmugglerdorf

Vor 25 Jahren hat unser Autor das vom Aussterben bedrohte Puschlaver Bergdorf Cavaione besucht. Seine Reportage stiess damals nicht nur auf Gegenliebe. Höchste Zeit für eine erneute Reise ins Südtal. Und die Frage: Wie geht es dem Ort heute?

Jano Felice Pajarola (Text und Bilder)

Ich hatte Schulden. Bei den Leuten aus Cavaione, bei den beiden Pionieren, bei der Stiftung. Jedenfalls kam es mir so vor, 25 Jahre lang. Ich wusste, ich musste noch mal hin. Über zwei Pässe bis fast ans Ende der Valposchiavo. In Campascio bergwärts. Den Hang hinauf, das gewundene enge Strässchen entlang, durch den Tunnel, über die Saent-Brücke bis nach I Betin, die Hauptsiedlung des Dorfs. Um meine Schulden zu begleichen, oder wenigstens einen Teil davon. Und um eine Geschichte abzuschliessen, die 1999 begonnen hatte, mit einem Prospekt aus dem Kanton Aargau, hineingeﬂattert in die Büros der damaligen Redaktion.

I. Das Wiedersehen

Ein Morgen im November, ich parkiere das Auto vor dem Tunnaleingang am Strassenrand, steige aus, richte den Fotoapparat auf die Bergﬂanke gegenüber, wo die hellen Häuser von Cavaione am Hang kleben. Fast zuunterst I Betin, 700 Meter über dem Talboden, dann, bis hinauf auf 1567 Meter über Meer, die verstreuten anderen Gebäude des Dorfs, ungefähr in der Mitte die kleine weisse Kirche. Vor langer Zeit war Cavaione ein Maiensäss der Leute aus Tirano, man wirtschaftete hier nur sommers, bis Krankheiten und Kriege Menschen aus dem Veltlin ganzjährig an den Berg trieben. Und sie stiegen immer weiter hinauf mit ihren Tieren, deshalb die lang gezogene Siedlungsstruktur über so viele Höhenmeter.

1999 war ich noch mit der Bahn angeeist, und er, den ich nun einfach den Pionier nenne, hat mich mangels einer öffentlichen Verkehrsverbindung

nach Cavaione mit seinem Kleinbus am Bahnhof in Brusio abgeholt. Mit dabei hatte ich, unter anderem, den Prospekt. Die Absenderin: eine Stiftung namens Pro Cavaione, initiiert von Unternehmern aus dem Unterland.

II. Die Aktion

Einer der Namen im Prospekt: Beat Stocker. Ja, derselbe Beat Stocker, der Jahre später wegen seiner Verbindungen zu Raiffeisen-Banker Pierin Vincenz für Schlagzeilen sorgen sollte. Damals war er noch für seine Consultingfirma Stocker-Bosshardt tätig, und er hatte eine Aktion mitlanciert: Cavaione, vom Aussterben bedroht, sollte neue junge Einwohnernde bekommen, finanziell unterstützt von der Stiftung und mit einem zur Nutzung überlassenen Haus in I Betin versehen. Zwei aus etwa 30 Interes-

sierten hatten das Rennen gemacht, ein junges Paar aus dem Bernischen, eben: die Pioniere. Und der noch junge Journalist war nun da, um sie zu besuchen, zu interviewen, der Leserschaft vom Engagement der Pro Cavaione zu erzählen.

Cavaione, manchmal auch Cavaione geschrieben. Was muss man von diesem Ort wissen? Dass er einst ein Schmugglernest war, bis Mitte der 1990er-Jahre, als man zuletzt noch japanische Stereoplanen, günstig gekauft in der Schweiz, heimlich über unkontrollierte Pfade nach Italien schaffte, wo sie teuer verkauft werden konnten. Solche Räuberpistolen erzählen die Einheimischen bis heute nicht ohne einen gewissen Stolz. Oder dass das Dorf, schon oft berichtet, das jüngste der Schweiz ist. Als die Bündner ab 1797 nicht mehr Herren über das Veltlin waren, gerieten die Cavaionesi oben am Berg irgendwie in Vergessenheit, zahlten keine Steuern, leisteten keinen Militärdienst. Kamen die italienischen Behörden, erklärte sich die Einwohnerschaft zu Schweizern, kamen die Schweizer, gaukelte man diesen vor, Italien verpflichtet zu sein. So schmuggelten sich die Dorfleute durch, staatenlos und gewitzt, bis 1875 die Grenzen im unteren Puschlav definitiv gezogen und die damals sage und schreibe 103 Cavaionesi in der Schweiz eingebürgert wurden.

III. Die Ankunft

Ankunft in I Betin, ich staune. Der kleine Parkplatz ist beinahe voll besetzt, Nummernschilder aus Graubünden, Solothurn, Basel, Italien, nur eine knappe Lücke ist noch frei, ich stelle das Auto dort ab. Renata Cortesi-Plozza er-

wartet mich schon, aufmunternd lächelnd, und auch Franco Balsarini kommt gerade zu Fuss den Hang hinunter, beide sind sie Stiftungsratsmitglieder der Fondazione Cavaione, sie haben sich dazu bereit erklärt, mich an diesem Tag durch das Dorf zu führen. Wir sind gleich beim Du.

Franco, Jahrgang 1963, ist der Letzte, der noch in Cavaione geboren wurde, die Hebamme musste zu Fuss ins Dorf hinaufsteigen, denn die erste Fahrstrasse überhaupt war zu jener Zeit noch im Bau, konnte erst 1964 eröffnet werden. Über den steilen Pfad kam und ging zuvor alles, was für Cavaione bestimmt war oder von dort wegmusste, nicht nur die Hebamme. Als junger Mann zog Franco dann fort von Cavaione, arbeitete als Grenzwächter, doch seit der Pensionierung mit 60 Jahren lebt er wieder ganzjährig in der alten Heimat, oben in Gandiöi, 1556 Meter über Meer. «In 38 Jahren bei der Grenz-wacht habe ich genügend Leute gesehen», meint Franco scherzend. «Des-halb kann ich jetzt gut hier oben sein.»

IV. Die Strasse

Franco und Renata, seine Cousine, sind zusammen in Cavaione zur Schule gegangen. Etwa 30 Familien habe es während ihrer Kindheit im Dorf noch gegeben, erzählt Franco. Eine Poststelle, geführt von der Grossmutter, zwei Restaurants, einen kleinen Laden mit dem Nötigsten. Doch als die Fahrstrasse gebaut war, hatte sie nicht den erhofften Effekt, im Gegenteil. «Statt eher hierzubleiben, gingen die Leute jetzt fort, um zu arbeiten», sagt Renata. «Zuerst nur die Väter. Aber mit der Zeit holten sie dann ihre Familien nach.» Erst recht, als Anfang der

1970er-Jahre die Dorfschule mangels Kindern geschlossen wurde. «Da fanden auch meine Eltern: Es ist besser, wir zügeln ins Tal.»

Renata selbst lebt nun seit vielen Jahren in St. Moritz, auch die Kinder und Enkelkinder sind im Oberengadin zu Hause. Sie verbringt aber mit ihrem Mann Damiano sehr viel Zeit im Haus der Familie in Cavaione. Und sogar Renatas betagte Eltern wohnen von April bis Oktober dort, inzwischen unterstützt von den beiden Töchtern, nur den Winter über sind sie in einer Wohnung im Tal.

V. Die Schwierigkeiten

Neun meist ältere italienischsprachige Alteingesessene auf der einen Seite, auf der anderen ein arbeitswilliges junges Berner Paar mit dem lange unerfüllten Wunsch nach einer eigenen landwirtschaftlichen Pacht und der Unterstützung einer Stiftung aus dem Unterland: Die Konstellation unter den plötzlich elf Menschen, die nun ganzjährig in Cavaione lebten, war 1999 nicht ganz einfach. Doch das erfuhr ich damals erst vor Ort von den Pionieren; vor der Anreise hatte ich von den Schwierigkeiten nichts gewusst. Dafür anderes, ich war zur Vorbereitung – in einer Zeit, in der das Internet noch in den Kinderschuhen steckte – in die Bibliotheksarchive gestiegen, hatte nach Schriften zu Cavaione gesucht, entdeckt hatte ich dabei unter anderem einen Zeitungsartikel von einem «Podestat T. Lardelli» aus dem Jahr 1898 und einen Zeitschriftenbeitrag von 1862 aus der Feder eines Pfarrers Leonhardi aus Brusio.

Beide beschrieben das einst äusserst ärmliche Leben in Cavaione in eher drastischen Worten. Und all das

sollte schliesslich Eingang in meinen Artikel finden: die Probleme, von denen die Pioniere mir erzählten. Die auch für die Cavaionesi der Gegenwart unangenehme Schilderungen aus dem 19. Jahrhundert. Und mein aufkeimendes Missbehagen gegenüber den «Managern» aus dem Unterland, die mit ihrer Stiftung das Puschlaver Bergdorf vor dem Aussterben retten wollten. Eine journalistisch toxische Mischung. Erst recht, weil die Alteingesessenen selbst nicht zu Wort kommen konnten. Ich sprach nicht Italienisch, und die Cavaionesi, so hatte man mir gesagt, sprachen nicht Deutsch. Ich traute mich nicht, mit ihnen zu reden.

VI. Die Gassen

Franco und Renata zählen durch. Ja, acht Personen sind es noch, die heute permanent in Cavaione leben. Die neunte, eine Frau, die ihr ganzes Leben lang hier war, ist erst gerade im August verstorben, eine andere Einwohnerin ist vor einiger Zeit wieder weggezogen. Aber immerhin, die Bevölkerungszahl ist zu meiner Überraschung ähnlich geblieben wie 1999. Wir schlendern gemeinsam durch die Gassen von I Betin, alles sieht gepflegt aus, ein einziges Gebäude gibt es nur, an dem man das

Schild «vendesì» entdeckt, «zu verkaufen», und Renata meint: «Heute sind die Häuser von Cavaione fast alle saniert. Die Leute kehren zurück. Jene, die weiter weggezogen sind, kommen in den Ferien, vor allem im Sommer. Und jene, die im Tal leben, sind immer wieder hier, die Pensionierten sogar täglich.»

Vorher habe eine Zeit lang fast Stillstand geherrscht. «Aber jetzt merkt man: Die Leute schätzen das Leben in Cavaione wieder.» Auch sie selbst. Das Oberengadin dauerhaft verlassen, das möchte sie nicht, der Kinder und Enkelkinder wegen. «Aber man kann gut das ganze Jahr über hier oben bleiben, wenn man sich organisiert. Man hat eine Viertelstunde ins Tal und ist so nahe bei der Stadt Tirano, da ist das kein Problem. Im Grunde», findet Renata, «wäre es sogar mit Kindern kein Problem. Der Schulbus fährt ja auch nach Viano auf der anderen Talseite hoch – wieso also nicht nach Cavaione?» Und mit den Möglichkeiten, die das Internet heute bietet, gebe es auch arbeitstechnisch neue Perspektiven. «Wer weiss, vielleicht kommen da plötzlich wieder mehr Leute ins Dorf.» Zwei Neue sind schon da, ich werde sie später an diesem Tag kennenlernen.

VII. Die Reaktionen

Die Reaktionen auf den Artikel über die Pro Cavaione folgten 1999 umgehend, zum Entsetzen des bemühten Jungjournalisten waren sie allesamt negativ. Nur Schlechtes sei darin über das Dorf und seine Leute geschrieben worden, dabei hätten Bund und Kanton Millionen in die Gesamtmelioration investiert, stellte ein Leserbriefschreiber fest. Und auch Beat Stocker von der Pro Cavaione

meldete sich im Namen der Stiftung. «Wir nehmen zur Kenntnis, dass Ihr Artikel keinesfalls zum Gelingen dieses sensiblen Vorhabens beiträgt. Im Gegenteil, der ungeschickte Vergleich mit gewissen historischen Quellen zu Leben und Leuten im Dorf hat in dieser Form beleidigende Züge.» Meine Schulden waren aufgehäuft. Da war es auch kein Trost mehr, dass die Reportage aus dem Puschlav beim «Weltwoche»-Journalistenpreis 1999 unter die besten fünf Einsendungen kam.

VIII. Die Fondazione

Auf dem Erkundungsgang durch I Betin zeigen mir meine beiden Cicceroni den kleinen Dorfplatz mit dem Brunnen, den die Fondazione gerade sanieren lässt, der Trog von 1903 muss ersetzt werden. «Hier haben die Leute früher ihr Vieh zur Tränke gebracht», erzählt Renata, «abwechselnd aus jedem Haus, man hat die Schellen den ganzen Vormittag gehört.» Das ist lange her, in Cavaione gibt es keine Bauern mehr, drei Landwirte aus der Umgebung bewirtschaften heute das Land mit grossem Aufwand, bewahren es vor dem Verganden. Nur im Sommer weiden noch Tiere auf den Wiesen, im Winter verstummt das Glockengebimmel. 32 Hektar sind es, sehr fruchtbar und ertragreich, artenreich auch, aber zwangsläufig terrassiert, des steilen Geländes wegen.

Diese Terrassenlandschaft will die 2016 gegründete Fondazione aufwerten und bewahren, das ist ihr Hauptzweck, sie kümmert sich um die Wiederherstellung der typischen Trockenmauern, die über die Jahrhunderte entstanden sind und das Bewirtschaften der Flächen überhaupt erst ermög-

licht haben. «Wir haben sie ausmessen lassen. Insgesamt sind es 16 Kilometer», sagt Franco. Nimmt man die Oberfläche als Mass, hat die Fondazione bis jetzt rund 1400 Quadratmeter dieser Terrassenmauern erneuern lassen und dafür etwa 600 000 Franken investiert. Unterstützt mit dabei: die Patenschaft für Berggemeinden, der Kanton und die Gemeinde, Stiftungen und Sponsoren. Und als rühriger Präsident: Luca Plozza, Regionalforstingenieur in Roveredo, ein Mann mit Wurzeln in Cavaione, sein Vater Riccardo war noch Lehrer im Dorf. «Es hat viel Arbeit gegeben», meint Franco zu den Mauern, «und es wird weiterhin viel Arbeit geben.»

IX. Das Aus

Viel Arbeit – das scheint eine Konstante zu sein in Cavaione. Sie müssten, hatte mir schon die Pionierin 1999 am Küchentisch in I Betin gesagt, jetzt halt noch mehr «chrampfen» als vorher im Bernischen, «aber uns putzt hier keiner so schnell wieder weg». Sie waren voller Zuversicht gewesen, trotz aller Widrigkeiten. Und sie hielten auch wirklich durch, sechs Jahre lang, wie ich später erfuhr. Dann war Schluss. Im November 2005 berichtete die Lokalzeitung «Il Bernina» unter dem Titel «Ciao Cavaione!», die beiden jungen Leute hätten das Dorf in aller Stille verlassen und seien zurück in Richtung Emmental gezogen. In Cavaione waren die Alteingesessenen wieder unter sich. Und ich hatte das Gefühl, meine Schulden seien noch grösser geworden.

Wie geht es weiter? Lesen Sie den zweiten Teil der Reportage in der Ausgabe vom kommenden Samstag.